

Jürgen Straub
Psychologie ohne Individuum?

Diskurse der Psychologie

Jürgen Straub

Psychologie ohne Individuum?

**Individualität
in der Kulturgeschichte Europas
und als Leerstelle der Psychologie**

Psychosozial-Verlag

Gedruckt mit Unterstützung der Köhler-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2023 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Kasimir Malewitsch,

Woman Torso (Female Torso II), 1932

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen

von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3203-4 (Print)

ISBN 978-3-8379-7939-8 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorwort	7
Allgemein Menschliches, sozial Typisches und die individuelle Person	13
Das Individuum in der Psychologie des 20. Jahrhunderts Annäherungen	19
Ein unverstellter Zugang zum Individuum und seiner Welt Das autobiografische Selbst in der narrativen Psychologie	43
Individuum, Individualität Elementare begriffliche Klärungen	51
Das Individuum in Hans Thomaes psychologischer Biografik Beschworen und verdrängt	55
Renaissance und Romantik des Individuums in Europa	87
Individualität als Einspruch Kontrapunkt zum Allgemeinen	125

Ausnahmen auf Sonderwegen	139
Exemplarische Studien zur Psychologie des Individuums	
Die lebensgeschichtliche Bildung eines Individuums: Anna	144
Am Grenzraum der wissenschaftlichen Psychologie: 20 Leben, Gesichter, Geschichten	175
Die Politisierung des Selbst in einer autobiografischen Erzählung: Nenad	194
Ein letzter Blick auf allgemein Menschliches und das besondere Individuum	249
Ausklang mit Gordon Allport	255
Literatur	263

Vorwort

Das *Individuum* zählt zu den großen, klassischen Themen der modernen Psychologie. Es beschäftigte diese Disziplin seit ihren Anfängen im späten 19. Jahrhundert und sodann immer wieder, allerdings mit abnehmender Intensität. Die Individualität einer jeden Person ist in der Psychologie unserer Gegenwart in den Hintergrund getreten. Das Thema markiert heute eine »Leerstelle«, ein Defizit einer Wissenschaft, die ganz außerordentliche Erfolge erzielt hat und längst zu den einflussreichsten, mächtigsten Disziplinen im Feld der Humanwissenschaften gerechnet werden darf. Gegenwärtig ist in dieser Subjekt- und Sozialwissenschaft vom Individuum nicht mehr viel zu hören. Ich werde darlegen, warum das so ist. Die dominierende nomologische Ausrichtung der akademischen Psychologie muss wohl als einer der Hauptgründe für die Vernachlässigung des Individuums und der Individualität gelten. Wenn sich eine Disziplin überwiegend als Naturwissenschaft begreift, die vornehmlich auf der Suche nach allgemeinen Gesetzen menschlichen Erlebens und Verhaltens ist, bleibt für das Individuelle nicht mehr allzu viel Raum. In vielen Bereichen der Psychologie hat es überhaupt keinen Platz mehr.

Das ist bedauerlich, weil es die epistemischen Ressourcen und Potenziale dieser Fachwissenschaft unnötig begrenzt. Wer das Individuelle außer Acht lässt oder in ein paar kleine Nischen des Wissenschaftsbetriebs abdrängt, verschenkt Erkenntnismöglichkeiten. Beklagenswert ist diese Vernachlässigung aber auch, weil das Individuum und die Individualität in anderen akademischen Betätigungsfeldern sowie in der Politik und Lebenswelt eine enorme Rolle spielen. Aus der politischen Philosophie oder der Ideen- und Kulturgeschichte etwa ist das Thema nicht wegzu-

denken, und wer wüsste nicht, dass in den gegenwärtigen Massengesellschaften das Individuelle eine herausragende Bedeutung besitzt – jedenfalls für die zahllosen Individuen, die sich eben nicht nur als austauschbare Elemente eines anonymen Systems oder als bloße Nummern fühlen und behandelt wissen wollen. Im Übrigen wird uns allen tagtäglich vor Augen geführt, dass sich ein guter Teil der global tätigen Politik unentwegt mit dem Wert und der Würde des Individuums beschäftigt. Sie tut das vor allem deswegen, weil zahllose Menschen weltweit *gerade nicht* als einzigartige Individuen beachtet und anerkannt werden. Sie werden vielmehr noch immer allzu häufig wegen ihrer persönlichen Besonderheiten und ihres abweichenden Verhaltens von geltenden sozialen Normen und rechtsverbindlichen, aber nicht immer legitimen Gesetzen geahndet, stigmatisiert und diskriminiert, vielfach verfolgt und im äußersten Fall vernichtet. Zugleich mit den Individuen werden häufig auch universelle Werte wie Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität oder Freiheit mit Füßen getreten.

Wir kennen eine Menge Staaten, Gesellschaften oder Gemeinschaften, die mit der Vielfalt einzigartiger Individuen, ihrem Bedürfnis nach persönlichem Ausdruck und einer Lebensgestaltung in Freiheit ihre redliche Mühe haben. Sie unterbinden diesen Wunsch mit Macht und verteidigen ungleiche und ungerechte Verhältnisse mit allen Mitteln. Viele verletzen die Menschenwürde und -rechte mit brachialer Gewalt – in jedem einzelnen Fall eines vom allgemein verbindlichen und doch partikularen, mitunter recht willkürlich erscheinenden Gesetz abweichenden Individuums. Macht und Herrschaft vertragen sich häufig nicht mit dem Respekt gegenüber Individuen und ihrem Freiheitsverlangen. Es ist fast überflüssig darauf hinzuweisen, dass dies nicht nur für gesellschaftliche Verhältnisse und die Rolle von Staaten oder etablierten, hegemonialen Gruppen gilt. Auch in informellen, privaten und intimen Räumen sieht es, überall auf der Welt, mit der Achtung gegenüber den individuellen Anderen nicht immer gut aus. Das trifft auf zahllose, größere oder kleinere Gemeinschaften zu, die ihren Angehörigen abverlangen, sich als Individuen nicht allzu wichtig zu nehmen. Sie sollen vielmehr die Gebote und Verbote der Gemeinschaft befolgen. Priorität hat die

Gruppe und ihre allen auferlegte Ordnung, auch wenn das den Mitgliedern die Verleugnung oder Unterdrückung ihrer individuellen Bedürfnisse und Begehrten abverlangt. Gruppenzwänge jedweder Art dulden keine individuellen Spielräume. Wir alle kennen das selbst, haben es meistens schon einmal am eigenen Leib erfahren und wissen, dass niemand davor gefeit ist, das Besondere am Gegenüber zu missachten, unwillentlich zu übersehen oder bewusst zu ignorieren. Individuen mit all ihren Eigenheiten, Bedürfnissen und Ansprüchen sind anstrengend, nicht nur als Angehörige von Gemeinschaften, sondern auch als Teile eines Freundschafts- oder Liebespaars.

Aber wie gesagt bildet diese im weitesten Sinne politische und moralische Dimension gewiss nicht den einzigen Grund, warum man das Individuum und die Individualität nicht nur von Personen, sondern auch von Lebens-, Handlungs- und Selbstformen schätzen und verteidigen sollte, gerade in der hier vorrangig interessierenden Wissenschaft. Ganz abgesehen von solchen eminent wichtigen Aspekten verdient dieses Thema in der Psychologie auch aus schlichten wissenschaftlichen Gründen größte Aufmerksamkeit. Man übersieht zu viel, wenn man nicht genau hinsieht, und d.h. nun eben auch: wenn man das Individuelle nicht als Gegenstand der wissenschaftlichen Erfahrungs- und Erkenntnisbildung ernst nimmt. Man sollte also tatsächlich theoretisch und methodisch geeignete Versuche sowie empirische Anstrengungen unternehmen, die zur Weiterentwicklung einer Psychologie des Individuums beitragen.

Im vorliegenden Buch finden sich einige Argumente, die dafür sprechen, genau das zu tun. Ich habe außerdem ein paar – ziemlich willkürlich ausgewählte – Beispiele versammelt, die veranschaulichen, wie eine derartige Psychologie aussehen könnte. Die vorgestellten Exempel könnten kaum verschiedener sein. Diese Heterogenität war eines der wichtigen Kriterien, die die getroffene Auswahl leiteten. Zwei der Beispiele – es geht in ihnen um Anna und Nenad, um die Lebensgeschichte, das Selbst und die narrative Identität von zwei gleichermaßen interessanten, aber grundverschiedenen Personen – zeigen uns nicht nur empirisch, warum Einzelfallstudien so aufregend und bereichernd sein

können. Sie begründen den jeweils zum Tragen kommenden theoretischen Ansatz, die eingenommene methodologische Perspektive sowie den gewählten methodischen Zugang zum Individuum und seiner Welt sehr ausführlich. Auch davon kann man, so wage ich zu hoffen, etwas lernen. Nicht zuletzt zeigt sich daran, dass es viele Wege und Weisen gibt, wissenschaftliche Erkenntnisse im Feld einer Psychologie des Individuums zu bilden, zur Sprache zu bringen und zu veröffentlichen. Das ist gut so und trägt zur zwar häufig propagierten, aber deutlich seltener praktizierten Pluralität psychologischer Forschung bei.

Recht besehen ist die Psychologie ein in sich vielfach differenziertes, weit verzweigtes Unternehmen. Es gibt auch in ihr viele individuelle Varianten wissenschaftlicher Erfahrungs- und Erkenntnisbildung – natürlich nicht ganz so viele, wie Individuen in dieser Disziplin tätig sind, aber doch einige. Manche von ihnen sind, ob einem das nun gefällt oder nicht, sogar von den Personen abhängig, die eben ihre je eigenen Wege gehen. Auch wissenschaftliche Praktiken und jene Theorien sowie die Methodologie und Methoden, die ihnen zugrunde liegen, besitzen oftmals eine individuelle Handschrift – wie sehr wir uns auch um ihre Standardisierung und allgemeine Beherrschbarkeit bemühen mögen. Die vorhandenen Varianten kreativer wissenschaftlicher Praxis und die sie leitenden Ideen zur Kenntnis zu nehmen und sorgfältig zu prüfen, in den bewährten oder vielversprechenden Fällen nach Kräften zu fördern, genau dies bleibt eine wichtige Aufgabe dieser heterogenen Wissenschaft. Dieses Auftrags hat sich nicht zuletzt eine Wissenschaftspolitik anzunehmen, die in den immer stärkeren Uniformierungen und einschnürenden Reglementierungen unserer Praxis keineswegs eine rundum produktive Strategie sehen sollte. Das gilt für die Forschung ebenso wie für die Lehre. Gleichmacherei und Einheitszwang blockieren auch in diesen Fällen unsere Kreativität und richten nicht selten einigen Schaden an. Es gibt in der Psychologie und ihren Nachbardisziplinen eine durchaus breite Palette an individuellen Formen, Verfahren und Stilen der Erkenntnisbildung, mit denen man sich mit Gewinn auseinandersetzen kann und die man zum Vorteil wissenschaftlicher Produktivität weiterentwickeln sollte.

Die im vorliegenden Buch vorgestellten Überlegungen zu einer Psychologie des Individuums sind das Ergebnis einer mit Freude betriebenen Gelegenheitsarbeit, die allerdings eine lange Vorgeschichte besitzt und im Laufe ihrer Ausführung dann sehr viel mehr Zeit in Anspruch genommen hat, als zunächst vorgesehen war. Meine Beschäftigung mit dem Individuum und seiner Welt reicht in die Zeit meines Studiums an der Universität Erlangen-Nürnberg in den 1970er und 80er Jahren zurück. Schon seinerzeit habe ich mich z. B. gründlich mit Hans Thomaes psychologischer Biografik auseinandergesetzt (Straub, 1989, S. 9ff.). Die revidierten Ergebnisse dieser Beschäftigung finden sich auch in der vorliegenden Monografie. Dieses Interesse ist seither nie mehr abgeklungen, sondern hat sich, ganz im Gegenteil, in immer neue Gefilde erstreckt. Wer seiner Neugier in diesem Feld freien Lauf lässt, kommt irgendwann an Jacob Burckhardts großer Studie über die angebliche Entdeckung des Individuums in der Kultur der Renaissance in Italien nicht vorbei – und ebenso wenig an der an Burckhardts Buch geübten Kritik in den vielgliedrigen Geschichtswissenschaften. Genauso stark ist man verpflichtet, sich in der einen oder anderen Weise mit jener romantischen Bewegung zu befassen, die zahllose Anlässe und Anknüpfungspunkte für eine kritische Inspektion der vermeintlich universalen Vernunft und ihres dominanten Interesses am Allgemeinen geboten hat und noch immer bietet. Deutliche Spuren davon finden sich bis heute etwa in der Philosophie (und zwar keineswegs nur in ihren dezidiert postmodernen Strömungen; vgl. etwa Welsch, 1987, 1995). Auch einige Strömungen in den Sozial- und Kulturwissenschaften atmen diesen Geist. Man sieht schnell, dass es im interessierenden Feld einiges zu entdecken gibt. Das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Buches zeigt an, worauf sich die geneigte Leserschaft¹ einstellen darf. Eine umfassende Behandlung des Themas sollte niemand erwarten. Dies wäre ohnehin kaum mehr möglich angesichts der extrem vielfältigen Beschäftigungen und des beachtlichen Ausstoßes an Publikationen, die sich

¹ Selbstverständlich dürfen sich hier wie auch überall sonst in diesem Buch alle Menschen gleichermaßen angesprochen fühlen. Ab und an verwendet ich auch feminine Formen oder Schreibweisen wie Leser:innen etc.

dem Individuum und der Individualität widmen (z.B. Frank & Ha-verkamp, 1998; Heilinger et al., 2009; Hoffmann, 2021; Lüdtke & Matsuzaki, 2011; Ritsert, 2001; Schimank, 2002; Schuhmann, 2011). Die zeitgenössische Psychologie bildet allerdings eine Ausnahme. In dieser Disziplin sind originelle Veröffentlichungen zum Thema seit Langem Mangelware.

Die vorliegende Monografie unterricht eine Serie mit »Schriften zu einer handlungstheoretischen Kulturpsychologie«, an der ich zuletzt gearbeitet habe und weiterhin arbeite (Straub, 2021a, 2022a, 2023). Das eigenständige Thema und der Umfang, den das vorliegende Buch schließlich angenommen hat, legte eine separate Monografie nahe. Offenkundig ist gleichwohl, dass auch das neue Buch einer historisch interessierten, interdisziplinär ausgerichteten Kulturpsychologie verpflichtet ist. Das Individuum und die Individualität bilden ein kulturpsychologisches Thema ersten Ranges. Seine Aktualität wird so schnell nicht verblassen.

Fast alle meine letzten Bücher publizierte der Psychosozial-Verlag, mit dem ich seit vielen Jahren auf eine außerordentlich unkomplizierte und produktive Weise zusammenarbeiten darf. Ich danke erneut Hans-Jürgen Wirth, Johann Wirth, Christian Flierl und David Richter (der schon wieder das Lektorat übernahm, wie immer höchst professionell). Außerdem danke ich den studentischen Lektorinnen am Bochumer Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie, namentlich Lena Dillenburg und Marie Scheliga, ohne deren sorgfältiges und zuverlässiges Mitwirken meine Freude am Schreiben zumindest zeitweise deutlich getrübt würde. Auch das möchte ich einmal erwähnen: Die Ruhr-Universität Bochum und die in ihr beheimatete Fakultät für Sozialwissenschaft bieten nach wie vor ausgezeichnete Arbeitsbedingungen, die erfreulicherweise den Eindruck vermitteln, dass es mit der Freiheit von Lehre und Forschung noch längst nicht vorbei ist. Hin und wieder lässt sich in dieser Institution sogar jenes Quantum an Muße erobern, das für das Forschen und Verfassen von Büchern unabdingbar ist.

*Witten, Pisa und Loppeglio, im Sommer und Herbst 2022,
Jürgen Straub*

Allgemein Menschliches, sozial Typisches und die individuelle Person

»Wenn man jemandem begegnet und ihn kennen lernen will, hilft es wenig, ihm einige psychologische oder soziologische Verallgemeinerungen überzustülpen, die man aus den Werken Montesquieus oder Condillac zusammengetragen hat. Der einzige Weg, Menschen wirklich kennen zu lernen, besteht darin, mit ihnen zu sprechen, mit ihnen zu kommunizieren. Kommunikation meint die wirkliche Begegnung zweier Menschen.«

Isaiah Berlin (2004, S. 86)

Es ist eine Binsenweisheit, dass sich Menschen in vielerlei Hinsicht unterscheiden, genauer gesagt: zu variablen Zwecken an wechselnden Kriterien unterscheiden lassen. Kaum aufregender ist die Einsicht, dass die mannigfachen Differenzen zwischen Personen das Gemälde einer Welt malen, die von einzigartigen, unverwechselbaren Individuen bewohnt wird – egal, wie vieles uns Menschen auch gemeinsam sein mag.

Solche anthropologischen Universalien gibt es natürlich, vom aufrechten Gang über die Sprach- und Vernunftbegabung oder Handlungsfähigkeit bis hin zu spezielleren kognitiven und emotionalen Fähigkeiten. Neuere Forschungen zur evolutionären Ethologie, Psychologie oder Soziologie des Menschen verweisen z. B. auf Errungenschaften wie »geteilte Intentionalität« oder »Wir-Intentionalität« (Tomasello, 2010, 2011, 2014, 2020), »komplexe Empathie« oder besonders verständige, sinnverstehende Formen der Kooperation (Pries, 2021, S. 219). Michael Tomasellos Forschungen zeigen eindrucksvoll, dass Menschen im Laufe der Anthropogenese »zunehmend raffiniertere Praktiken des sozialen Teilens, des kollaborativen Handelns und kulturellen Lernens« ausbildeten (Brockmeier, 2022, S. 29). Analoges gilt übrigens – auch wenn es Optimisten nicht so gern sehen – für

Konkurrenzen, Kämpfe und Kriege. Auch diesbezüglich ist im Lauf der Menschheitsgeschichte vieles raffinierter und effektiver geworden. Das sollte eine allgemeine Anthropologie wohl nicht vergessen, selbst wenn sie aus durchaus guten Gründen auf die Durchsetzung der kommunikativen und verständigungsorientierten, kooperativen Stärken des Menschen hofft und just darauf bauen möchte. Alles in allem gilt: Es gibt schon einiges, was andere Tiere eben nicht können und bislang auch nicht zu lernen vermögen (und Maschinen übrigens auch nicht, trotz erheblicher technischer Fortschritte gerade im Feld der Entwicklung partiell menschenähnlicher Apparate bis hin zum anthropoiden Roboter, der komplexe Gedanken und Gefühle simulieren kann). Das jedenfalls behaupten einige Wissenschaften und mit der ihr eigenen Akkuratesse die Philosophie seit Jahrtausenden. Diese Besinnung auf die Besonderheiten des Menschen als Gattungswesen sind bis heute nicht abgeklungen, wie beispielhaft Donald Davidsons (2006) kleine Abhandlung über »das vernünftige Tier« zeigt.

Neben solchen allgemein anerkannten Verwandtschaften, die alle Menschen, soweit sie nicht an Krankheiten, Störungen oder anderen Beeinträchtigungen leiden, als Angehörige einer Gattung auszeichnen, kennen wir auch einige *umstrittene* Kandidaten im hypothetischen Feld biologischer Universalien. Zu ihnen gehört etwa das Lachen, von dem man bis heute nicht weiß, ob es tatsächlich etwas spezifisch Menschliches verkörpert oder ob man dieses schon Helmut Plessner (1941) so faszinierende Verhalten nicht auch manchen hoch entwickelten Tieren zuschreiben kann. Wie dem auch sei: Einschlägige Forschungen belehren uns heute nicht nur über biologische, sondern auch über kulturelle Universalien, die den Menschen als besondere Spezies auszeichnen. Es gibt eine Reihe kultureller Errungenschaften, die alle Menschen miteinander verbinden und sie einander in bestimmten Hinsichten ähnlich machen. Erwartungsgemäß finden sich in diesem Feld mehr zweifelhafte Kandidaten als in der Biologie. Dennoch gibt es solche kulturübergreifenden Universalien, die nicht in allgemeinen Naturgesetzen begründet sind. Dazu zählen z. B. gewisse Regeln über Besitz, Inzest und Heirat oder der Glaube an Übernatürliches, bestimmte Systeme des Sozialstatus, die Praxis des

Körperschmückens oder des Tanzes oder aber das Phänomen der Homosexualität.²

Neben diesen alle Menschen verbindenden Eigenheiten gibt es bekanntlich auch Merkmale, anhand derer sich Personen klar von einander unterscheiden und zugleich gruppieren lassen. Häufig benutzen wir zu diesem Zweck binäre Differenzierungen und bilden so verschiedene Gruppen, ohne kontinuierliche Abstufungen oder Mischphänomene auszuschließen. Die einen charakterisieren wir dann z. B. als extravertiert, die anderen als introvertiert; ängstliche Personen unterscheiden wir von (relativ) angstfreien,

-
- 2 Zu solchen kulturellen Universalien siehe das Buch von Christoph Antweiler (2007), in dem gegen einen Zeitgeist Einspruch erhoben wird, der überall nur noch kulturelle Differenzen und beinahe beliebig variable, soziale Konstruktionen entdecken möchte (s.a. Straub, 2019e, S. 21ff.). Allgemeines lässt sich also auch im Feld der Werte und Normen entdecken, was natürlich nicht bedeutet, dass sich alle Einzelnen daran halten müssten. Homosexualität ist eine kulturelle Universalie, bekanntlich jedoch in fast allen menschlichen Lebensformen einer Minderheit vorbehalten (als natürliche und kulturelle Option). Im Übrigen ist es manchmal keineswegs einfach und klar, wie man biologische und kulturelle Universalien denn eigentlich eindeutig auseinanderhalten sollte. Das wissen wir nicht erst seit Judith Butlers (1991) einflussreichen Untersuchungen, in denen sie die Trennung von sex und gender radikal hinterfragte und noch unsere vermeintlich biologischen Kategorien als kulturell geprägt dekonstruierte. Wir kennen das auch von Universalien, die ohne entsprechende biologische Ausstattung zwar gewiss nicht denkbar wären, sich aber erst in soziokulturellen Praktiken herausbilden und entwickeln konnten (und dann auch gewisse Variationen annehmen mochten). Dazu zählen eben auch »das Entziffern der Intentionen anderer sowie generell der oft komplizierten Formen emotionaler Interaktion und Selbstregulation[,...] das Spielen mit und gezielte Vorspielen von mentalen Zuständen – das Austricken anderer – sowie Verhaltensweisen wie Klatschen, Imitieren und Kokettieren; nicht zu vergessen: Ironie« (Brockmeier, 2022, S. 29, unter Bezugnahme auf Tomasellos Forschungen). Berücksichtigt man Jens Brockmeiers eigene Arbeiten, die primär im Feld einer narrativen Kulturpsychologie angesiedelt sind, darf man zu den kulturellen Universalien auch einige besonders komplexe symbolische Tätigkeiten rechnen, etwa das Erzählen von Geschichten. Brockmeier betrachtet diese Fähigkeit als anthropologische Universalie, die zur menschlichen Lebensform gehört wie der aufrechte Gang, und zugleich als Bestandteil kultureller Lebensformen, in denen sich das Erzählen in seinen unendlichen Gestalten, Funktionen und Inhalten entfaltete und bis heute stetig ausdifferenziert (Brockmeier, 2015, 2020, 2022; dazu Straub, 2018).

offene und zugewandte von (eher) verschlossenen und abgekapselten, maskuline von femininen, individuozentrische von soziozentrischen, selbstbezogene und eigensinnige Menschen von geselligen und gemeinschaftsorientierten – und so weiter. Gehen wir so vor, verwenden wir Eigenschaftswörter, durch die sich bestimmte Gruppen bzw. ihre Angehörigen als Typen – man spricht häufig von Persönlichkeitstypen – bestimmen und charakterisieren lassen. Menschen sind also auch wegen ihrer jeweiligen Gruppenzugehörigkeiten verschieden bzw. sie unterscheiden sich aktiv voneinander, um sich in bestimmten Hinsichten als ähnliche Angehörige bestimmter Kollektive zu markieren. Sie zeichnen sich potenziell durch all das aus, was sie im Laufe ihres Lebens, ihrer Sozialisation und Enkulturation, durch die Teilhabe an einer teilweise eben partikularen oder gruppenspezifischen, soziokulturellen Lebensform gelernt und verinnerlicht haben.

Pierre Bourdieus (z. B. 1987, 1997, 2004) vielschichtiges Konzept des »Habitus« bringt solche kollektiven Gemeinsamkeiten bestimmter Gruppen oder sozialer Kategorien auf einen theoretischen Begriff, der ohne Bezugnahme auf das Bewusstsein von Menschen auskommt. Das ist eine klassische soziologische Sichtweise: Bestimmte Personen teilen als Angehörige einer bestimmten Klasse oder Schicht, einer Generation, eines Geschlechts oder eines Milieus bestimmte Weisen zu denken, zu fühlen, zu wünschen, zu begehrn, sich zu bewegen und zu benehmen. Mehr oder weniger »feine Unterschiede« (Bourdieu, 1987) sind ihnen in ihre Körper oder Leiber eingeschrieben. Das in der Teilnahme an einer kollektiven Praxis erworbene, zu einem großen Teil ganz selbstverständlich gewordene Wissen bestimmt, wie bestimmte Personen leben, wie sie sich geben und ausdrücken. Dieses praktische, zum großen Teil implizite, eben habitualisierte und inkorporierte Wissen prägt ihren Handlungs- und Lebensstil, ohne dass ihnen das (gänzlich) bewusst sein müsste. Bourdieu spricht diesbezüglich ganz zu Recht vom *sozialen Unbewussten*, für dessen Entzifferung er die Soziologie bzw. Sozioanalyse zuständig sieht (die in theoretischer und methodischer Hinsicht mit der Psychoanalyse verwandt und zugleich von ihr verschieden ist, sich komplementär zu ihr verhält; vgl. dazu King, 2022). Der Habitus

oder – um auch noch ein interessantes Konzept aus der Sozialpsychologie anzuführen – die soziale Identität von Personen (Tajfel, 1978, 1981; Tajfel & Turner, 2004) trennen also auch Individuen, machen sie voneinander verschieden. Unterschieden werden in diesen Fällen aber stets Angehörige bestimmter Gruppen, die untereinander gewisse Gemeinsamkeiten teilen, ob sie sich dieser sozialen Tatsache nun bewusst sind oder nicht (oder sich irgendwo dazwischen bewegen, wie im Fall ihrer sozialen Identität).

Von *allen* anderen verschiedenen, unverwechselbar in ihrer Einmaligkeit und Einzigartigkeit, sind Personen allein als Individuen. Erst als Individuen bekommen sie ein paar Züge, Eigenheiten oder Charakteristika zugewiesen, äußere oder innere Merkmale, die sie mit niemandem teilen. Mitunter ist es auch nur die einmalige Kombination durchaus geläufiger Merkmale, die sie zum singulären Individuum macht. So oder so: Das radikal Individuelle ist das Ungeteilte und Unteilbare. Im lateinischen und im griechischen Wort wird dies direkt ausgesprochen: *in-dividuum, a-tomos*. Daran darf man erinnern, auch wenn man weder der griechischen noch der römischen Antike eine derartig ausgefeilte und starke Individualitätssemantik zuschreiben darf, wie wir sie heute kennen. Was wir heute in einigen Weltengegenden kultivieren, mit enormen praktischen Folgen für diese nunmehr bedeutungsvollen Individuen, war in der europäischen Antike in diesem Ausmaß und dieser Qualität noch nicht anzutreffen.

Halten wir die drei skizzierten Blicke auf den Menschen fest, und zwar mit einer ebenso schlichten wie genauen Formulierung, die oft zitiert oder variiert wird. Clyde Kluckhohn und David Murray (1948) haben einmal geschrieben, dass »jeder Mensch in gewisser Hinsicht a) wie alle anderen Menschen, b) wie einige andere Menschen und c) wie kein anderer Mensch ist« – so übersetzen Philipp Yorck Herzberg und Marcus Roth (2014, S. 101) diese Einsicht. Die Autoren merken in ihrer Einführung in die Persönlichkeitspsychologie sogleich an, dass die dritte Perspektive ganz offenbar auf unverwechselbare und in gewissem Sinne sogar unvergleichliche Individuen gerichtet ist. Man findet hier häufig gar kein brauchbares *tertium comparationis*, das beiden oder mehreren der in den Vergleich einbezogenen Individuen wirklich ge-

recht werden könnte (also ihre Unterschiede in neutraler Weise erfassen könnte). Individualität ist radikal. Sie macht jede Person von allen anderen unterscheidbar (selbst wenn die Sprache beim Unterscheiden an ihre Grenzen gelangen und schließlich versagen sollte). Das ist ja gerade der Witz am Prinzip der Individualität. Individuen nötigen uns manchmal regelrecht zu solchen radikalen Differenzierungen. Natürlich zeigt sich ihre Einmaligkeit erst im Vergleich. Sofern es sich tatsächlich um einen Vergleich von Individuen handelt, steht sein wesentliches Resultat von vornherein fest: Individualität zeichnet alle Einzelnen aus. Einzigartigkeit ist ein allgemeines Merkmal des Menschen. Schon das Antlitz jeder Person zeigt das unmissverständlich.

Das Individuum in der Psychologie des 20. Jahrhunderts

Annäherungen

»Fortunately, creative controversy is possible in our free society. It is probably a good thing to have Lockeans and Leibnitzians, positivists and personalists, Freudians and neo-Freudians, objectivists and phenomenologists; those who favor mathematical models, animal models, mechanical models, psychiatric models – or no models. They cannot all be correct in all particulars, but it is essential that they have freedom to work in their own ways.

Our censure should be reserved for those who would close all doors but one. The surest way to lose truth is to pretend that one already possesses it. For narrow systems, dogmatically held, tend to trivialize the mentality of the investigator and of his students. Sad to relate, we have examples of such trivialization in psychology today. One degrading form is the restrictive mentality that certain positivists would impose. Theory, they tell us is senseless, at least theory that deals with the inner workings of man's nature.«

Gordon W. Allport (1955, S. 17)

Individuen unterscheiden sich definitionsgemäß in irgendwelchen Eigenheiten oder aber in der Ganzheit und Gestalt ihrer Person oder Persönlichkeit, und zwar so radikal, dass keine noch so lange Aufzählung von Ähnlichkeiten über diese elementare interindividuelle Differenz hinwegtäuschen könnte. Viele Autoren und Autorinnen bringen diese Sichtweise auch mit der wissenschaftstheoretischen Unterscheidung zwischen nomothetischen und idiografischen Ansätzen in Zusammenhang. Sie geht auf Wil-

helm Windelband (1894) zurück und ist in der Psychologie etwa von Gordon Allport stark gemacht worden. Dieser Psychologe tat dies mit dem erklärten Ziel, die Unverzichtbarkeit einer idiografisch ansetzenden und verfahrenden Psychologie zur Geltung zu bringen (Allport, 1937, 1955, 1970; vgl. dazu das letzte Kapitel des vorliegenden Buches). Obwohl er bald Berühmtheit erlangte und einigen Einfluss entfaltete, fand Allport speziell mit dieser Forderung nicht sonderlich viel Gehör. Die Psychologie setzte fast ausschließlich auf die nomothetische Perspektive. Während in den nomothetischen Wissenschaften allgemeine Naturgesetze (oder wenigstens statistische Regelmäßigkeiten) in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken, interessieren sich idiografische Untersuchungen für individuelle Besonderheiten, die auf kein allgemeines Gesetz zurückgeführt und vielleicht nicht einmal mit irgendwelchen generalisierenden Begriffen erfasst werden können.³

3 Was man unter einer »nomothetischen« oder »nomologischen« Psychologie verstehen kann, erläutert in einer nach wie vor sehr aufschlussreichen, in den 1970er und 80er Jahren im deutschsprachigen Raum durchaus maßgeblichen Weise Theo Herrmann (1979, 1987). Dieser brillante Autor machte aus seinem szientistischen Dogmatismus keinen Hehl und verteidigte die bereits seinerzeit etwas anachronistisch wirkende Auffassung einer Einheitswissenschaft, die keine Alternativen neben sich duldet, ganz entschieden. Die Logik der Forschung, die wesentlichen Prinzipien und Methoden wissenschaftlicher Erfahrungs- und Erkenntnisbildung sollten immer und überall dieselben sein, in der Psychologie genauso wie in anderen ›echten‹ Wissenschaften. Sie alle betrachten die notwendigerweise mit Allaussagen operierende, deduktiv-nomologische (oder die probabilistisch ›abgeschwächte‹, induktiv-statistische) Erklärung sowie die strukturgleiche Vorhersage als oberstes Ziel wissenschaftlicher Bemühungen und deswegen, nur konsequent, das Experiment als deren methodisches Ideal. Dagegen spielen sowohl die Beschreibung als auch alternative Formen und Schemata der versteckenden Erklärung (dazu Straub, 1999, 2022a) allenfalls eine Nebenrolle. Noch eine Anmerkung: Unter die Bezeichnung »Szientismus« können die Wissenschaftsphilosophien des »Logischen Empirismus« und des »Kritischen Rationalismus« subsumiert werden (Inhetveen, 1980, S. 621ff.). Diese verbindende Etikettierung bedeutet freilich nicht, dass zwischen den genannten Ansätzen keine Unterschiede bestünden. Das zeigt Walter Zitterbarths (1987, S. 1ff.) konzise Darstellung und Kritik jener Aspekte der erwähnten Wissenschaftstheorien, die für eine mögliche Grundlegung und methodologisch-methodische Orientierung psychologischer Forschung im Sinne des nomologischen Ideals besonders relevant sind.